

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **80 (2000)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

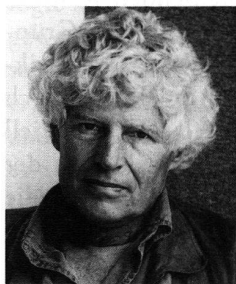
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Michael Wirth

DEN BRUCH IN DER ZEIT DARSTELLEN

Zu seinem siebzigsten Geburtstag legt Jörg Steiner den Roman «Wer tanzt schon zu Musik von Schostakowitsch» vor.

Es sind die kleinen Gewohnheiten, die den Menschen in Jörg Steiners Geschichten ausmachen. Sich wiederholende Gesten und Formulierungen versichern Steiners Protagonisten, noch in eines der vielen Ordnungssysteme menschlicher Existenz zu gehören, auch wenn Schicksalsschläge sie schon längst zu Aussenseitern gemacht haben. Der arbeitslose Bernhard Greif aus Steiners letzter Erzählung «Der Kollege» etwa spielte mit einem Teil seiner Sozialhilfe regelmässig Lotto im Glauben, das Geld in ein «langfristig unfehlbares System» zu stecken.



Jörg Steiner
Photo: Horst Tappe

Mit ein paar Strichen nur pflegt Steiner seine Personen zu zeichnen, und es entstehen doch kleine Psychogramme ihrer Schwächen, ihrer geheimen Wünsche und Gemeinheiten. Eigenschaften, die sich im Verlauf einer Geschichte verdichten und als zwingende Voraussetzung für deren nicht selten verrätselte Auflösung erscheinen.

Wenige Beobachtungen nur reichen auch Niklaus Eisinger, dem Erzähler aus Steiners neuestem Roman «Wer tanzt schon zu Musik von Schostakowitsch», um jene Begebenheiten aus dem Leben seines Bruders Goody zu schildern, um die er ihn so sehr beneidet: Goodys Fähigkeit etwa, seine Freunde mit Geschichten zu faszinieren, die nicht wahr sind, wo er, Niklaus, sich doch sein ganzes Leben immer um Wahrheit bemüht hat. Goody war ein Museumsangestellter, der stundenlang über die Urgeschichte philosophieren, bei offenem Fenster und Rotwein Schostakowitsch hören und die Nachbarschaft unterhalten konnte. Jetzt hat er sich aus der Stadt abgesetzt und ist, ohne ein Wort zu sagen, ausgewandert. Hassliebe treibt den Bruder um, Goodys Leben zu erzählen. Schon bald mutiert der Duktus des Bewunderers und Neiders zu dem des «Brudermörders», der in Goodys Leben, in seine Funktionen und Freundschaften schlüpfen will. Steiner baut die Ambivalenz des Doppelpängers, aber auch die der

Kainsrolle, die Goodys Bruder besetzt, bemerkenswert kunstvoll in den Erzählfluss ein. Ihr Ort ist die Mehrdeutigkeit der geistlichen, aussersprachlichen Gebärde, die gleichsam die leer bleibenden Räume zwischen den Worten aufzufüllen scheint. Am Ende wird die Frage übermächtig, ob dieser Goody überhaupt existiert hat oder ob sich der Bruder hier nicht mit der Fiktion eines besseren Lebens die eigenen Frustrationen des Erfolglosen kompensiert. Neben die Macht, die Steiner der Fiktion zuerkennt, wenn Niklaus kraft seiner Sprache den Ausgewanderten wieder auferstehen lässt und zugleich auch «umbringt», stellt der Autor zugleich auch den Abschied von der Literatur als eine vermeintlich moralische, weil Wahrheiten vermittelnde Instanz.

Die Wahrheit ist eine Geschichte, die heute eine andere ist als morgen. Zu beobachten ist dies in fast allen Büchern, die Jörg Steiner, der 1994 den Erich Fried-Preis erhielt, in vierundvierzig Jahren geschrieben hat. Die Wahrheiten, von denen Steiners Aussenseiter erzählen, kommen als Verweigerung konventioneller Erklärungen daher und versuchen, wie Erich Fried dies von der Literatur forderte, das Fragmentarische als Gesetz dieser Welt verständlich und anstelle des Ganzen den Bruch in der Zeit erlebbar zu machen. Am 26. Oktober wird Jörg Steiner 70 Jahre alt. ♦

Jörg Steiner, *Wer tanzt schon zu Musik von Schostakowitsch*. Roman. Suhrkamp, Frankfurt/Main 2000.

KULT UM EINEN DIRIGENTEN

Urs Widmers «sympathischer» Roman einer unerfüllten Liebe

Rainer Moritz,

geboren 1958 in Heilbronn, Studium der Germanistik, Philosophie und Romanistik. Promotion. Seit 1998 Leiter des Hoffmann und Campe Verlags in Hamburg. Essayist und Kritiker, u. a. für «Neue Zürcher Zeitung», «Rheinischer Merkur», «Frankfurter Rundschau». Zahlreiche Buchpublikationen, zuletzt «Maulhelden und Königskinder. Zur Debatte über die deutschsprachige Gegenwartsliteratur» (Hg. mit Andrea Köhler, Leipzig 1998); «Das FrauenMänner-UnterscheidungsBuch», C. H. Beck, München 1999 und «Schlager», dtv. München 2000.

Es gibt Autoren, die erfreuen Leser und Kritiker durch Konstanz. Alle zwei, drei Jahre legen sie ein neues Buch vor, keine aufsehenerregenden Meisterwerke in der Regel, doch allemal Texte, die zur Diskussion anstacheln und auf eine treue Fangemeinde bauen dürfen. Sie und ihre Werke gelten als «sympathisch», unabhängig davon, dass sie nicht recht in den Kanon der Gegenwartsliteratur zu passen scheinen.

Urs Widmer, Jahrgang 1938, gehört zu dieser Schriftstellerspezies, die gewissermassen das Ferment des Literaturbetriebs bildet. Viele, viele Romane und Erzählungen hat er inzwischen vorgelegt, darunter sein vielleicht bekanntester Roman «Der blaue Siphon» (1992). Mit «Der Geliebte der Mutter»¹ nun, dem neuen, schmalen Buch, sorgt(e) Widmer für Furore. Zum einen hielt der Roman überraschenderweise Einzug ins Kritikerheiligtum, in die TV-Runde «Das Literarische Quartett», und wurde von dessen neu zusammengestellter Mannschaft mit ungemein wohlwollenden Worten bedacht; zum anderen ist «Der Geliebte der Mutter» auf den ersten Blick das, was der Literaturbetrieb mit besonderer Begierde aufnimmt: ein Schlüsselroman.

Sagen wir es offen: Leser aus der Schweiz werden wohl nicht umhinkönnen, darin ein Buch über einen ihrer schillerndsten Künstler des letzten Jahrhunderts zu sehen. Paul Sacher, der aus bescheidenen Verhältnissen stammende reiche, 1999 verstorbene Dirigent, Förderer zeitgenössischer Musik und Mäzen, stand Modell, als Widmer begann, seine Titelfigur Edwin zu schaffen. Stationen aus Sachers Biographie – die Gründung des Basler Kammerorchesters, die Propagierung ungeliebter avantgardistischer Musik von Korngold bis Schönberg, die Begegnung mit Béla Bartók, die Heirat mit einer Basler Chemieerin – lassen sich trotz Verfremdungen unschwer ausmachen, und auch die Vorliebe für das schwache Geschlecht findet literarischen Niederschlag. Wer das alles nicht weiss, muss so auf das eine oder andere voyeu-

ristische Vergnügen verzichten, bedeutsam freilich ist das alles nicht. «Roman» nennt Widmer seine Erzählung, die recht besehen ohnehin kaum vom Dirigenten Edwin handelt. Der ehrgeizige Emporkömmling tritt nur schemenhaft auf; erzählerische Realität gewinnt er allein in der Vorstellung seiner Kurzzeitgeliebten Clara. Diese ist die Mutter des Ich-Erzählers, der sein – wie er es nennt – «Requiem» just an Edwins Todestag beginnt.

Ein Leben lang konnte Clara nicht von ihrer Liebe zu Edwin lassen; sie beginnt alsbald, ihren persönlichen «Kult um Edwin» zu zelebrieren. In den zwanziger Jahren gehört sie zu den treibenden Kräften, als sich Edwin aufmacht, mit der Gründung eines «Jungen Orchesters» Musikgeschichte zu schreiben. Sie rackert sich ab, unterstützt Edwin ideell und finanziell und ist letztlich nicht mehr als eine der zahllosen aufopferungsvollen Frauen, die vom genialen Künstler ausgenutzt werden und sich mit deren Zuneigungsbrosamen begnügen müssen.

Einige wenige Male darf sie das nächtliche Lager mit ihm teilen; indes, der Affärenroutinier Edwin denkt nicht daran, die anhängliche Clara in seinen klar strukturierten Lebensplan einzubauen. Er wird berühmter und berühmter, bringt Werke wie Bartóks «Divertimento» zur Uraufführung, verschafft sich durch Heirat ein immenses Vermögen, lässt seiner Nebenbei-Geliebten alljährlich zum Geburtstag Orchideen schicken – bis seine Sekretärin wechselt und der Blumenverteiler überarbeitet wird. Clara hingegen, die auf Edwins Wunsch Jahre zuvor eine Abtreibung vornehmen liess, gebiert einen Sohn, den Erzähler (der Erzeuger bleibt im Nebulösen), verfällt dem Wahnsinn, wird mit Elektroschocks behandelt und versucht schliesslich, als besonders unauffällige Bürgerin in die Normalität zu flüchten. Erst der Selbstmord in den achtziger Jahren bereitet dieser Attrappenexistenz ein jähes Ende.

Solche Geschichten kennt man, und Urs Widmer weiss das. Folglich tut er das ein-

¹ Urs Widmer, *Der Geliebte der Mutter*. Roman. Diogenes Verlag, Zürich 2000.

zig Richtige: Er verknüpft diese Leidenschaftsgeschichte einer Frau; er nimmt ihr alle epische Breite, weil es – so ein literaturkritischer Glaubenssatz der Moderne – vorteilhafter ist, über grosse Gefühle mit distanzierter Reserve zu berichten. *Widmers* Sätze werden so gebündelt, Absätze durch Gedankenstriche ersetzt, wodurch ein Rhythmus entsteht, der Emotionen reduziert und aus der Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts einen historischen Bilderbogen macht.

Hitler und *Mussolini* (dem Clara bei italienischen Verwandten einmal begegnet) ziehen am Horizont auf und vorüber, als Gestalten, deren Bekanntheit *Widmer* bei seinen Lesern natürlich voraussetzen darf. Da nicht viel Zeit und Platz ist in dieser legendenartigen Erzählung, sterben die Figuren rascher als anderswo, und auch für eine sorgfältige Aufbereitung der Chronologie scheint nicht immer Musse genug gewesen zu sein. Mal sieht es so aus, als sei die Mutter bereits 1984 gestorben, mal ergibt die Arithmetik des Erzählten ein anderes Datum. *Urs Widmer* ist, davon hat er schon mehrfach Zeugnis abgelegt, ein raffinierter Jongleur, der mit Fakten (oder dem, was man dafür hält) gerne spielt; die Nachlässigkeiten in «Der Geliebte der Mutter» sollte man jedoch nicht für ein poetisches Verfahren halten.

Das Finale des Textes holt weit aus, als der Sohn zu theatralischen Worten anhebt, um seinen schlichten Text zu charakterisieren: «*Die Geschichte ist erzählt. Diese Geschichte einer Leidenschaft, einer sturen*

.....
 Eine
 «sympathische»
 Geschichte
 liegt vor uns,
 die mit leichter
 Koketterie
 darauf setzt,
 dass sich
 die Leser
 von dem
 rühren lassen
 werden, was
 sie dem
 Text selbst
 hinzufügen
 müssen.

Leidenschaft. Dieses Requiem. Diese Verneigung vor einem schwer zu lebenden Leben.» Ernst vermag ich dieses plötzlich einsetzende Pathos nicht zu nehmen, und für eine ironische Volte fehlt der passende Kontext. *Urs Widmer* scheint sich nicht mehr sicher gewesen zu sein, ob es nicht besser gewesen wäre, mehr als das Gerüst eines Lebensweges zu präsentieren. Gewieftete Rezensenten mögen hinter jeder Auslassung eine grosse Leidenschaft vermuten, doch es gibt auch in der Literatur Aussparungen, hinter denen sich nur wenig verbirgt.

Leitmotiv der Erzählung ist die «*Art*» der Mutter. Ihr auf die Spur zu kommen, sie in unterschiedlichen Phasen zu beobachten und beschreiben, das ist das eigentliche Bestreben des Erzählers: «*Ihre Art. Dieses Rätsel, das in ihr wohnte, auch ihr selber fremd.*» Die «*Art*» wandelt sich, doch alle Verschiebungen ändern letztlich nichts daran, dass Clara am Leben zerbricht. Die Passagen, die sich um den Gedanken anthropologischer Konstanten ranken, schaffen einen Ton, der aufhören lässt. Hier zumindest ahnt man, was aus «Der Geliebte der Mutter» hätte werden können: ein reicher, breit angelegter Roman, der die Musik- und Zeitgeschichte des letzten Jahrhunderts nicht im Parforceritt durchläuft und der essentielle Figuren wie Edwin nicht als Staffage nimmt. Statt dessen liegt eine «sympathische» Geschichte vor uns, die mit leichter Koketterie darauf setzt, dass sich die Leser von dem rühren lassen werden, was sie dem Text selbst hinzufügen müssen. ♦

Wer übernimmt Patenschaftsabonnemente?

Immer wieder erreichen uns Anfragen von Lesern oder Einrichtungen (zum Beispiel Bibliotheken) für ein Gratis- oder Austauschabonnement. Es ist uns nicht möglich, alle diese Wünsche zu erfüllen. Deshalb sind wir auf Ihre Mithilfe angewiesen. Unser Vorschlag: Übernehmen Sie ein Patenschaftsabonnement der Schweizer Monatshefte für Fr. 100.– (Ausland Fr. 121.–). Rufen Sie uns bitte an. Wir nennen Ihnen gerne Interessenten. Sie können uns auch einfach die diesem Heft beigegefügte Geschenk-Abo-Karte mit oder ohne Nennung eines Begünstigten zusenden. Vielen Dank!

*Unsere Adresse: Schweizer Monatshefte, Administration, Vogelsangstrasse 52, 8006 Zürich
 Telefon 01/361 26 06, Telefax 01/363 70 05
 E-mail: schweizermonatshefte@swissonline.ch*